

# Die alte Stadt

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **78 (1991)**

Heft 4: **Wände, Hülle = Parois, enveloppes = Walls, wrappings**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nete Zukunfts- wie Karrierechancen eröffnet. Um den Absolventen ihrer eidg. anerkannten Technikerschulen TS wie auch Leuten mit ähnlicher Vorbildung oder einem vielseitigen technischen Erfahrungshorizont den Einstieg in diese faszinierende interdisziplinäre Tätigkeit zu ermöglichen, haben die in Bern, Zürich, Basel und Brugg etablierten IBZ Schulen für Technik und Informatik einen neuen Nachdiplom- und Spezialkurs für Qualitätssicherung geschaffen.

Interessenten erhalten die Unterlagen über die Zulassungsbedingungen wie auch das vollständige Kursprogramm kostenlos bei: IBZ Schulen für Technik und Informatik, Zentralsekretariat, Wildschachen, 5200 Brugg, Tel. 056/41 46 47.

## Buchbesprechungen

### Vom Nutzen der Vergangenheit für die Gegenwartsbewältigung im baulichen Bestand

*Betrachtungen aufgrund der Lektüre des 16. Jahrgangs der Fachzeitschrift Die alte Stadt, Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege\**

«Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt. Es ist die gewöhnlichste Selbsttäuschung wie Täuschung anderer, beim Erkennen etwas als bekannt vorauszusetzen und es sich ebenso gefallen zu lassen, mit allem Hin- und Herreden kommt solches Wissen, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, nicht von der Stelle.» Man könnte meinen, dass dieses Motto, welches G. W. F. Hegel bereits 1807 in seiner Phänomenologie des Geistes aufstellte, auch Leitmotiv der nun im 16. Jahrgang vorliegenden Zeitschrift sei.

Zentraler Dreh- und Angelpunkt ist nach wie vor die Stadt, besonders die alte Stadt. Doch der Jahrgang gibt Relativierungen auf, die nicht leichtfertig davon ausgehen, dass alles ohnehin schon bekannt sei. Untersucht wird immer wieder das «vermeintlich» Bekannte, die alte Stadt, ihre Lebensgrundlagen und ihre Veränderungen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeber Prof. Otto Borst hatte im letzten Jahrgang allen, die sich um die Vergangenheit der Stadt kümmern, mit Hilfe seines Aufsatzes «Vom Nutzen und Nachteil der Denkmalpflege für das Leben» (in Anlehnung an F. Nietzsches Titel «Vom Nutzen und Nach-

teil der Historie für das Leben») in Heft 1/88 ins Stammbuch geschrieben, dass Geschichte und Denkmalpflege nicht ein und dasselbe sind. Der Punkt ist der Nutzen für heute. Jedoch ist dieser Hinweis leichter gesagt als praktisch zu bewältigen. Was heisst denn «das Leben»? Ist es nicht sehr unterschiedlich für verschiedene Menschen und gesellschaftliche Gruppen? Ist unter dem Gesichtspunkt überhaupt auf das Leben in der Stadt einzugehen, oder bleibt alles lediglich Anspruch?

Die Vielheit des Lebens trägt die Zeitschrift seit geraumer Zeit auch wieder im Untertitel: Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege. Der Anspruch, sich dem Leben zu nähern, wird aus der Vielzahl der ausgewiesenen wissenschaftlichen Disziplinen schon deutlich, jedoch haben sich diese mit dem Fortschreiten ihrer Forschungen noch weiter differenziert, um dem Leben in der Stadt gerecht zu werden. Besonders der vorliegende Jahrgang weist diese Tatsache aus. Dafür gibt es noch einen weiteren Anlass: Der Gründer der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt und der gleichnamigen Zeitschrift, eben Prof. Otto Borst, hatte seinen 65. Geburtstag zu begehen, und so hat ihm diese Arbeitsgemeinschaft einen Band gewidmet, das Doppelheft 2–3/89, welches – mit gut dem zweifachen Umfang zweier Einzelhefte (ca. 420 Seiten) – von Schriftleiter Hans Schultheiss herausgegeben worden ist. Dieser leitet denn auch ein, dass Borst auf den Umgang mit der Geschichte hinweise, der dazu angetan sei, Wirklichkeit, nicht Sehnsucht zu schaffen. Geschichte sei kein Fluchtweg, wenn sie dem Leben nützen solle, sondern leiste, wie Borst es formuliert hat, Kritik (Fingerzeige, Massstäbe und Kategorien für die Beurteilung der Gegenwart), Relativierung (Vergleichsmöglichkeiten, die die Verortung der eigenen Existenz in der Gegenwart erklären helfen) und Identifikation (das «Sich-selbst-Wiederfinden» in einem Lebensraum). An der – in diesem Sinne – Geschichte für uns (und nicht an und für sich) des Lebensraumes Stadt arbeiten sich nun die meisten Aufsätze des – wie man wohl sagen kann – Hauptbandes (Heft 2–3/89) des Jahrganges ab.

An den Anfang stellt Schultheiss (*Vergangenheit als Verantwortung*) mit Bewusstsein zwei Aufsätze einer noch jungen Disziplin, der Stadtplanungsgeschichte, weil diese die von

Borst «bei Stadterneuerungen geforderten historischen Begründungen mitzuliefern vermag, ohne notwendigerweise in einem allzu eng verstandenen Denkmalbegriff zu verharren». Die Geschichte der Disziplin der modernen Stadtplanung kommt denn auch nicht an ihren Entstehungsgründen und -auswirkungen vorbei. Gerd Albers (*Bewahrung und Wandel im Blickfeld der Stadtplanung*) findet die Disziplin Stadtplanung dann auch unter den «Agenten der Zerstörung» in dem volkstümlichen Ausspruch: «Gott schütz' dies Haus vor Sturm und Feuer, vor der Stadtplanung und vor der Steuer.» Und «tatsächlich», so Albers weiter, «ist ja die Stadtplanung des 19. Jahrhunderts mit dem Ziel entwickelt worden, Veränderungen in geordnete Bahnen zu lenken». Es ist Helmut Böhme (*Stadtgestaltungslehre versus Stadtplanungswissenschaft*), der sich besonders des Verhältnisses der Stadtplanungsdiziplin zu den Instanzen der Ordnung und ihrer Entwicklung vom letzten Drittel des 19. Jh. bis zur Gegenwart annimmt. Zunächst – und auch noch heute – wetteifern zwei unterschiedliche Varianten der Städtebaudisziplin um ihr Alleinvertretungsrecht, die Stadtbaukünstler (Camillo Sitte, Karl Henrici) und die wissenschaftlich-statistisch vorgehenden (Reinhard Baumeister, Joseph Stübgen). Die Betrachtung des historisch anstehenden Problems allerdings weist beide auf derselben Seite der Medaille aus. Denn «die Stadt verlor ihre soziale Verantwortung und Kraft», d.h. die Betrachtungsweise massgeblicher Leute in der Stadt scheint ihre Dimensionen einzuschränken. Beinahe alleinige Relevanz in dem Chaos der sich industrialisierenden Städte bekommt nach der «Herauslösung des Bodens aus der feudalen Herrschaftsordnung und seiner freien Verfügbarkeit» dessen neue Ordnung nach nützlicher privater ökonomischer Verwertung. Deshalb werden auch frühe Generalpläne, die offensichtlich noch zu sehr einem gesamtgesellschaftlichen Modell nachhängen, wie der Hobrecht-Plan (1863) für Berlin oder der Cerdà-Plan für Barcelona (1867), als «negativ einschränkender Zwangscharakter» oder «unreif», «unstimmig» und «unbrauchbar» abqualifiziert. Baumeisters Vorschläge (1876) zu einem «organischen Zusammenhang» der funktional gegliederten Stadt nach Wohnen, Arbeiten und Verkehr und eines zweistufigen Planverfahrens

trafen die Erwartungen der neuen Machtelite. Die künstlerische Seite stand dem nicht nach. Sitte wollte hinter dem «Sonntagskleid» der Stadt das «Werktagsskleid» von Elend und Verslummung belassen. Durch diverse Spielarten schleppte sich der Städtebauberuf bis in die Gegenwart, der «als Disziplin wohl eine wissenschaftliche, in seinen planerischen Bedingungen und seinen Wirkungen aber eine politische Angelegenheit» ist.

Aus diesem Zusammenhang heraus untersucht Johann Jessen (*Aus den Grosssiedlungen lernen?*, Heft 4/89) die Planungen und Realisierungen der Grosssiedlungen der 60er und 70er Jahre. Diese werden häufig und allgemein als «Fehler» oder «Schritt in die falsche Richtung» angesehen. Viele sind inzwischen zu Sanierungsfällen geworden. Das sollte, so Jessen, die Stadtplaner schon von daher beunruhigen, da dieses «die Fähigkeit und Möglichkeit des Berufsstandes zu rationaler, zukunftsicherer Planung und damit den eigenen Anspruch grundsätzlich in Frage stellt». Die Grosssiedlungen seien unter relativ idealen Bedingungen gebaut worden, und der Gestaltungs- und Planungsspielraum der Planer war gross. Es ergibt sich, dass der Idealtyp des Wohnens und des Quartiers auf einen Idealtyp von Familie zugeschnitten war, der niemals entstanden ist. Das Hauptproblem resultiert daraus, dass weder ein Korrekturmehanismus des Marktes bestand noch jemand es für nötig hielt, zukünftige Bewohner zu befragen. Somit entstand ein so wenig hinterfragter und geschlossener Typus, dass es schwierig ist, diesen überhaupt – auf mittlerweile artikulierte Bedürfnisse – umzustrukturieren. Zwischenzeitlich hat es die Marktkonkurrenz, der mittlerweile modernisierten innerstädtischen Quartiere gegeben, und die Leerstände in den Grosssiedlungen waren hoch. Bei den nun wieder vorhandenen Wohnungsdefiziten steht es an, neues Wohnen zu entwerfen, jetzt, da die Marktalternative nicht mehr bestehen kann nur noch – um eine offenere Qualität zu bekommen – die Nutzerbeteiligung helfen, z.B. wie bei frühen Genossenschaften, sonst läuft die Wohnungsproduktion erneut in eine Sackgasse.

Vermeintlich scheint sich eine Einsicht zum Gelingen des Umganges mit der (alten) bestehenden Stadt und ihrer Fortentwicklung durchzusetzen, die häufig als Nebensache,

die auch meist noch belastenden Charakter hat, betrachtet wurde. In seiner Analyse «Vom Wesen der Städte» weist Hermann Korte (2–3/89) darauf hin, «dass es nicht eine allgemeingültige Erklärung gibt, sondern man in den Phasen der historischen Entwicklung unterschiedliche, wenn auch mitunter verflochtene Strukturen ausfindig machen kann». Das Wesen der Städte sei aber «auf Veränderung, auf Innovation, auf Neues ausgerichtet» und «mit den Veränderungen, die das heutige städtische Leben bestimmen, die in der Stadt ihren Ausgangspunkt genommen haben und heute ihr das Gepräge geben, sind bisher weder die gesellschaftswissenschaftliche Stadtforschung noch Architektur und Stadtplanung adäquat zurechtgekommen». Er schliesst: «Heute gibt es die Möglichkeit und die Notwendigkeit, mehr von der Weisheit des Volkes in die Gestaltung und Neugestaltung des städtischen Lebens einfließen zu lassen.» Dieses wird erhärtet durch die Erkenntnis (von Oskar Negt, Lebendige Arbeit, enteierte Zeit), die Ulfert Herlyn (*Stadtsoziologie in der Krise?*, Heft 2–3/89) zitiert, dass sich die «für den Lebenszusammenhang der Menschen existentiell wichtigen Konfliktbereiche auf ausserbetriebliche Orte der Erfahrung, auf Wohnen, Verkehrsverhältnisse, Stadtteilprobleme, ökologische Lebensbedingungen» verschoben haben.

Im Versuch der Beantwortung seiner Frage «Die alte Stadt – kein Thema mehr?» (2–3/89) beleuchtet Peter Breiting ein ganzes Bündel von Ansätzen, die die alte Stadt zum Thema der Erneuerung machen müssen, da sonst ausserhalb derselben kommerzielle Zentren entstehen, die wiederum Rückwirkung auf die Strukturänderung und den Bestand der alten Stadt haben, sieht allerdings in der abschliessenden Betrachtung der «gesetzlichen Grundlagen der Bauleitplanung in der Bundesrepublik», dass diese «durchaus dem gegen Ende dieses Jahrhunderts üblichen Standard» entsprechen, «eine Motivation des einzelnen Bürgers», die für notwendig erachtet wird, «selbst möglichst viel zur Verbesserung seiner Umwelt beizutragen, erzeugen sie jedoch kaum».

Den Architekten und Stadtplanern nun unterstellt der Architekt Ernst Schirmacher (*Können die alten Städte noch Lebenszentren sein?*, Heft 2–3/89) real wenig gestaltenden Einfluss auf die alten Städte. Diesen

haben jene, «die mit der Macht ihres Vermögens Bauten errichten, Stadtplanungen vorantreiben, über Gestalt, Erhaltung und Zerstörung bestimmen. Die alten Städte, diese ziemlich unbrauchbaren Komplexe, würden zuerst verändert: Grösserer Raumbedarf erfordert grössere Einheiten, selbstverständlich mit den technischen Mitteln unserer Zeit gestaltet – vielleicht noch mit alten Fassaden, das verleiht heute Ansehen.» Dann, so befürchtet Schirmacher zu Recht, «entstünden... noch grössere Zentren vor den alten Städten, am Rande oder auf freiem Feld, eine Wanderung der Nutzungen, die ihre gebauten Zeugnisse nach einigen Jahren unzeitgemäss, veraltet in trostloser Unordnung als Dokumente der Zeit hinterlässt». Diesem entgegenzuwirken, versucht er aus dem Gedanken, die Städte wieder zu «Lebenszentren zu machen», dadurch, dass er die wesentlich historischen sozialen Merkmale von Individualität, Nachbarschaft und Anteilnahme am lokalen Leben wieder vorstellt und dazu Massnahmen entwickelt, die diese sowie Eigenarten der Stadt – wie z.B. die Lage in der Landschaft und ihre niemals direkte Anbindung an das überörtliche Verkehrssystem – herausstellen, was letzteres erst eine verhängnisvolle Erfindung des 18. und 19. Jahrhunderts sei. Es kann nicht darum gehen, «Inseln der Überlieferung zu schaffen», sondern, und dies ist wiederum die Einforderung der gesellschaftlichen Dimension, «Städtebau, Stadtplanung und Pflege des Bestehenden müssen dem Menschen dienen, und zwar seinen nicht sehr wandelbaren Grundgegebenheiten.»

Zu den relativ unwandelbaren Gegebenheiten zählt Wilhelm Landzettel auch die «Bindung an die Gestalt» (Heft 1/89). Relativ sind diese deswegen, weil sie, ebenfalls historisch bedingt, ein Teil unserer Sozialisation sind. «Die Wahrnehmung der Umwelt verbindet sich mit der inneren Wirklichkeit, die sich im gelebten Raum entfaltet durch die Tätigkeit der Sinne.» Gleichgewicht, Sehen, Hören, Schmecken, Fühlen sind zu nennen. Doch nehmen wir die Umwelt nicht vorbehaltlos wahr, sondern bringen wir unsere sozialen Erfahrungen (auch Ängste, Vorurteile) mit ein. Daher ist die Zuordnung von städtebaulichen Massstäben nur sehr begrenzt möglich, obwohl es eine Reihe psychischer Zuordnungen zu geben scheint. «Entscheidend für die Qualität eines Lebensrau-

mes», so Landzettel, «ist nicht die Summe der Einzelteile, aus denen sich dieser zusammensetzt, sondern deren Verflechtung zu einem spürbar Eigenständigen von Mensch, Zeit und Raum.»

Gerade diese Eigenständigkeit ist es, die immer häufiger und beinahe überall verlorengelbt oder verlorenzugehen droht. Jeremy W.R. Whitehand hat die «*Stadterneuerung in Grossbritannien seit Mitte des 19. Jahrhunderts*» (1/89) in Glasgow untersucht und festgestellt, dass sich ein gesellschaftlicher Bereich (die Ökonomie) schneller als andere entwickelte und ausser der gesellschaftlichen Wirkung sich auch deutlich im Stadtbild durchsetzte, ebenfalls ein Schritt gegen die Eigenständigkeit und hin zur Vereinheitlichung, was auch Jürgen Lafrenz – der übrigens auch eine vielgelobte Untersuchung zur Grundlage von Planung und Sanierung in Lübeck vorgelegt hat (Die Stellung der Innenstadt im Flächennutzungsgefüge des Agglomerationsraumes Lübeck, 1977) – bei seiner Diskussion der «*Bewertungszyklen vorindustrieller Stadtgestalt im Industriezeitalter*» (1/89) feststellte. In der ständigen Rubrik «*Altstadtsanierung in:*» liefert der Jahrgang dieses Mal eine Beschreibung «*Einbecks*». Gerald Strohmeier beschreibt die Versuche der «*Bierstadt*», die seit nunmehr 18 Jahren an ihren «*Standortqualitäten*» arbeitet. Lassen auch die formalen und inhaltlichen Lösungen noch einiges offen, so scheint doch das Interesse der Bürger an der Entwicklung ihrer Stadt gross zu sein, denn es wird von einer Vielzahl von aufschiebenden Einsprüchen berichtet, so dass hier der Zusammenhang von sozialer Anteilnahme und Stadtentwicklung – der ja aus vielen Artikeln des vorliegenden Jahrganges der Zeitschrift als Nutzen der Lehre der Vergangenheit für die Gegenwart hervorging – im Entstehen begriffen zu sein scheint.

Volker Roscher

\* Diese Besprechung des 16. Jahrganges der Zeitschrift *Die alte Stadt* kann leider nur einige wenige Artikel der Hefte berücksichtigen, was keine Wertung darstellt. Es sind zu den im Untertitel der Zeitschrift genannten Themenbereichen Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege 47 wissenschaftliche Aufsätze, 6 Literaturberichte mit der Besprechung von 47 Titeln und 27 Buchrezensionen erschienen.

#### Architects' People

edited by Russell Ellis and Dana Cuff. New York - Oxford 1989 (Oxford University Press), 292 S., zahlreiche Schwarzweissabbildungen, 13 Essays und ein Vorwort (u.a. Lars Lerup; Diane Favro; Kent Bloomer; Roger Montgomery)

Man glaubt, gleich Bescheid zu wissen. Der Architekt schrickt zurück: Dieser Titel riecht förmlich nach Partizipation, Nutzerbeteiligungen und sonstigen realitätsfernen, wenig praktikablen Ambitionen. Zudem, so macht das Zeitgeschehen deutlich, ist '68 samt seinen Folgen endgültig (?) überwunden. Architects' People – ein Ladenhüter?

Beileibe nicht! Das Buch ist der Lektüre wert. Es offenbart ein ganz unverhofftes Potential. Russell Ellis und Dana Cuff, Herausgeber dieser Aufsatzsammlung, sind etwas anderem auf der Spur als ideologischer Mobilmachung. Der Nutzer in diesem Buch ist kein Monstrum in sozioterminologischer Verkleidung. Vielmehr manifestiert er sich als konkretes Bild, das im Kopf oder Bauch des Architekten herumgeistert. Dieser Nutzer, fiktiv und typisch zugleich, war und ist ein Zeichen seiner Zeit. Für den frühen Modernisten, gezwungen, sich mit den Phänomenen einer Massengesellschaft auseinanderzusetzen, bestand er im heroischen Arbeiter. Dessen ideeller Vorläufer, der Homunkulus des Reformers, zeigte sich im «neuen Menschen». Der Renaissance-Architekt sah seine Klientel als edlen und aufgeklärten Humanisten.

Die architektonischen Konsequenzen liegen auf der Hand. Letzterer bevorzugte für sein Häuschen eine strenge Symmetrie und Ratio, die ihn in Einklang mit dem von ihm (an)erkannten Universum setzte. Ersterer hingegen war primär am reibungslosen Hortieren in seiner Küche und der ausschliesslich funktionsbedingten Zuordnung seiner Zimmerchen interessiert. Wohnkultur und Existenzminimum: Des Volkes ist, was dem Herrscher beliebt! Architects' People – reine Manövriermasse? Denn: Der erdachte Nutzer, geschaffen, um eine Architektur zur Geltung zu bringen, zumindest aber zu ihr zu passen, mag mit dem realen Bewohner gar wenig gemein haben.

Doch die Autoren sind sich des Problems bewusst. Ihre Ziele beschränken sich auf die Erkenntnis (und Interpretation) dessen, was im